

Dieser kämpferische Gestus wird nicht nur auf die Schmerzen angewendet, sondern auf das Leben insgesamt: Lebenskrisen – etwa das Scheitern der Ehe (Herr Richter, Frau Wert, Herr Hintze), Krankheiten (Frau Wert) oder Alkoholismus (Herr Hintze) – werden aktiv angegangen und mit der Orientierung am Normallebensentwurf (Erwerbsarbeit, Familie, Ortsgebundenheit, Sparsamkeit, Stattsicherheit) bewältigt. Wichtig dafür ist eine feste Verankerung im Leben. Lebensweltlich drückt sich das in der Erfahrung eindeutiger Positionierungen im gesellschaftlichen Gefüge und in Leistungs- und Wertvorstellungen des kleinen Unternehmer- und Beamtentums sowie in der Verpflichtung in übersichtlichen lokalen Gemeinschaften aus. Die Vermeidung von Ambiguitäten und Unsicherheiten beruht auf einem starken Vertrauen in die Sicherheitsversprechen der großen gesellschaftlichen Strukturen und Mechanismen der industriellen Moderne, in denen das Gleichgewicht der sozialen Kräfte gewahrt wird (Reckwitz 2019, Riesman 1958).

3.3 Die demonstrative Ignoranz der sportlichen Studierenden

Reproduktionsbedingungen und habituelle Dispositionen sozialer Milieus haben sich seit den 1990er-Jahren noch einmal gravierend verändert. Mit der Bedeutung des Körpers müssten sich in einer Gesellschaft, in der immer weniger körperlich hart gearbeitet wird, auch die Schmerzgangsformen verändern. Anhand des empirischen Materials ist zu erkennen, dass sich ältere konzeptionelle Zugänge auf Sozialisierungsformen, wie die von Riesman (1958), darauf nicht mehr umstandslos anwenden lassen, wenngleich ein Teil der jüngeren Befragten ältere Schmerzvorstellungen weiterhin für sich beansprucht. Nun ist offensichtlich, dass solche Übernahmen nicht ungebrochen erfolgen, sondern mit vielfältigen neuen Deutungen angereichert werden, schließlich haben selbst die Älteren ihre Körper- und Schmerzdeutungen im Laufe ihres Lebens den neuen Lebensumständen angepasst und sind empfindlicher geworden. Es ist nun nach den Brechungen und Deutungen zu fragen, die einen neuen Stil des robusten Schmerzgangs ausmachen. Dabei wird davon ausgegangen, dass das Ideal der Selbstbeherrschung nicht mehr universell angewendet wird, sondern situativ, entsprechend der jeweiligen Anforderungen. Trotz Abwandlungen, Anpassungen und vielfachen Brüchen bildet es ein Sediment für die praktizierten robusten Schmerzvorstellungen. In einer Teilstudie, die zur Aufgabe hatte, den pathologisierenden Umgang mit Kopfschmerzen mit dem Normalumgang zu kontrastieren, wurden Studierende befragt. Innerhalb dieser Gruppe wurden wieder Unterschiede hinsichtlich robusterer und empfindlicherer Schmerzeinstellungen identifiziert. Von den robusteren soll nun berichtet werden.

Kopfschmerzen als Körperschmerzen

Nach Kopfschmerzen gefragt, konnten unsere Informanten zunächst wenig damit anfangen. Ihr Schmerzumfang und ihre Schmerzeinstellungen ähneln denen der Älteren und körperlich hart Arbeitenden. Auch stärkere Kopfschmerzen bildeten für sie keinen Schwerpunkt in der Aufmerksamkeit für ihren Körper. Sie gehen im allgemeinen Schmerzgeschehen auf und werden nicht als eigenes Phänomen identifiziert. Hier einige Beispiele: Meira (23 Jahre alt, Maschinenbauingenieurstudentin) hat neben Kopfschmerzen auch Handgelenksschmerzen – nicht verwunderlich bei einer Nebentätigkeit als Kellnerin. Obwohl sie aufgrund ihrer Kopfschmerzen zum Interview gebeten wurde, hat sie zunächst ihre Körperschmerzen im Blick, wenn sie berichtet: »An der Arbeit ignoriere ich meistens den Schmerz. Also durch die Arbeit spürt man das irgendwie gar nicht mehr« (21: 1030f.). Bei der körperlich anstrengenden Arbeit gehen ihre Kopfschmerzen offenbar in den Komplex der Körperschmerzen ein. Auf ihre Kopfschmerzen angesprochen, spielt sie diese herunter: »Wenn man dann so eine Acht-Stunden-Schicht hat, dann ist man eh kaputt« (22: 1053). Kopfschmerzen werden genauso ertragen wie alle anderen Schmerzen. An ihnen lässt sich nichts demonstrieren, und sie hinterlassen keine Beweise von Belastbarkeit. Meira führt erst auf Nachfrage ihre Kopfschmerzen auf der Arbeit an. Sie spielen, selbst bei stärkerer Intensität, im Schmerzspektrum eine untergeordnete Rolle.

Auch Johannes (28 Jahre alt, Sozialwesenstudent) spielt die einmal wöchentlich auftretenden Kopfschmerzen herunter:

Also nur wegen Kopfschmerzen, nee. Also, wenn noch etwas anderes dazukommt, dass ich »ne Grippe hab' oder so was. Klar, dann leg' ich mich auch für ein, zwei Tage hin, bis es einem halt auch wieder gut geht, und dann geht's weiter. (14: 683)

Kopfschmerzen gehen in der Vielzahl möglicher Empfindungen und Missempfindungen unter, obwohl sie, wenn man nachfragt, durchaus genannt werden. Sie werden mit körperlichen Aktivitäten und Anstrengungen in Verbindung gebracht und wie Körperschmerzen behandelt. Lars (21 Jahre alt, Bauingenieurstudent) berichtet über eine Episode mit starken Kopfschmerzen nach einem anstrengenden und schweißtreibenden Paintballspiel. Sowohl die Ursache ist physisch – er hat zu wenig getrunken – als auch die Umgangsweise: Flüssigkeitszufuhr aufstocken, Ruhe und Augenübungen (12 3: 93ff.).

Besonders für Befragte, die sich körperlich als hoch belastbar präsentieren, stehen Körperschmerzen im Vordergrund ihrer Schmerzdarstellungen. Johannes betreibt American Football. Nach dem Training hat er »riesengroße blaue Flecken, weil ich dann auch meistens auch dann bisschen rumangebe, weil die ja schon sehr cool sind« (12 23: 1107ff.). Er spricht aber nicht von den Schmerzen, sondern von Körpermarkierungen und deren Distinktionswert für ihn. Die blauen Flecken

sind Trophäen, sie symbolisieren Körpereinsatz, Mut, Entschlossenheit, Kampfgeist, den Willen, durchzuhalten, und Siegeswillen – Eigenschaften, die notwendig für ein gutes Football-Spiel sind und von einem Spieler erwartet werden. Verletzungsintensiver Kontaktsport kann nur betrieben werden, wenn die damit verbundenen Schmerzen ausgehalten werden. In den Verletzungen, den Hautabschürfungen und den blauen Flecken sind die Schmerzen objektiviert – für sich selbst und für andere sichtbar, deshalb muss man Schmerzen auch nicht mehr ansprechen, sondern kann sie ignorieren.

Das demonstrative Ignorieren der Schmerzen in unserem Studierendensample lässt sich jedoch ebenso wenig wie das stillschweigende Ertragen der gewerblichen Milieus auf Kopfschmerzen anwenden. Johannes prahlt zwar vor den weiblichen Interviewenden mit seinen Verletzungen vom Footballtraining, aber nicht mit seinen regelmäßigen Kopfschmerzen. Ihnen kommt kein besonderer Distinktionswert zu, sie werden im Komplex mit Körperschmerzen durch Sport und Arbeit gesehen. Ohne dieses stoffliche Gegenüber wird darüber geschwiegen.

Schmerzen kommen plötzlich, sind zeitlich befristet und an körperliche Leistungen gebunden. Schmerzen ohne Leistung gibt es nicht; so ist Lars der Meinung, dass man »ohne Schmerz keine Fortschritte macht« (I2 4: 160). Dieses Motto gilt stillschweigend auch für ausschweifende Partys, für die Katerkopfschmerzen als Erlebnisindikator einer durchfeierten Nacht dienen. Mit der Repräsentation von Kopfschmerzen als Körperschmerzen hat Lars seine »Männer-WG« als Gegenüber, womit er die Idee des einsamen Schmerzertragens aufnimmt:

Da leidet jeder so'n bisschen für sich selbst. Also es ist jetzt nicht so, dass jetzt mein Mitbewohner ankommt und mir Tee kocht und mich zudeckt und Gute-Nacht-Geschichten erzählt. [...] Ich nenn's einfach mal männlich, und jeder erträgt das so für sich selbst dann. (7: 279ff.)

Bei traditionell-robustem Schmerzumfang wird die Verfeinerung der Symptometikettierung abgewiesen und selbst stärkere Kopfschmerzen nicht als Migräne angesehen, obwohl die Symptome durchaus so beschrieben werden, auch von Johannes: »relativer stechender Schmerz auf der linken Seite« (I2 20: 978). Auch seine Umgangsformen sind typisch für eine Migräne: »Also Raum jetzt groß abdunkeln, wenn's so hell ist, wie jetzt [während des Interviews]. Auf jeden Fall, dass ich dann bisschen was zuziehe« (I2 21: 1021). Außer diesen groben Richtlinien wird dem Schmerzgeschehen wenig Aufmerksamkeit gewidmet, so werden kaum genaue Schmerzverläufe formuliert:

Manchmal pulsiert es, manchmal ist es durchgehend. Es kommt, wie es möchte. Es kommt darauf an, wo es herkommt.

[Interviewerin: Woher kann es denn kommen?]

Na ja, vom Saufen und sonst was. (I2 22: 1040ff.)

Der Körper wird zwar beachtet, aber es wird sich wenig Gedanken über die Herkunft der Schmerzen gemacht, deren Ende absehbar ist: »Am nächsten Morgen sind ja meistens sowieso die Kopfschmerzen weg« (I2 21: 1029). Die Kopfschmerzen werden ertragen, man distanziert sich davon lakonisch, und einfache Erklärungen sind immer noch die besten.

Kopfschmerzen werden als Missempfindungen wahrgenommen, denen kein besonderer Krankheitswert zugewiesen wird. Kranksein bedeutet Alltagsunfähigkeit, was zu vermeiden ist, Kopfschmerzen aber zählen nicht dazu. Benjamin (23 Jahre alt, Umweltingenieurstudent) meint, mit ihnen ist man »nur kurzfristig außer Gefecht gesetzt. Was heißt krank? Definitiv nicht!« (I2 38: 1232). Kopfschmerzen sind eine Unpässlichkeit, aber nicht bedrohlich, sie kommen und gehen, und man muss ihnen nicht viel Aufmerksamkeit widmen. Auch Meira normalisiert ihre Kopfschmerzen: »Das ist jetzt nicht etwas, was mich beeinträchtigt im Leben. [...] Das ist ja jetzt keine Behinderung« (I1 22: 1065f.).

Genau wie bei den älteren Vorstellungen sind Gesundheit und Krankheit dichotom organisiert und schließen sich gegenseitig aus. Unpässlichkeiten und Missempfindungen sind normale Zustände, eine Variation des gesunden Körpers, auch wenn man deshalb mal zu Hause bleibt. Aus diesen Grund werden Kopfschmerzen auch nicht rhetorisch heruntergespielt, dafür hat man keinen Grund, sondern sie relativieren sich ganz selbstverständlich an den üblichen Anforderungen. Wie in den gewerblichen Milieus findet man weitgehend unspezifische Alltagserklärungen und einfache Gründe: zu wenig Flüssigkeit, zu viel Alkohol, zu wenig Schlaf, Krankheit, falsche Nahrung, schlechte Luft, zu wenig Bewegung. Damit liegen die Gegenmaßnahmen bereits auf der Hand.

Schmerzsozialisation: aushalten, auskurieren, abhärten

Schmerzeinstellungen werden in der Kindheit von den Eltern und Großeltern erworben, darin drücken sich auch die Einstellungen zum Körper in der Familie insgesamt aus. Für unsere Befragten sind Eltern und Großeltern Vorbilder, denn sie repräsentieren eine Schmerzeinstellung der körperlichen Selbstbeherrschung, über die im vorangegangenen Kapitel schon berichtet wurde. Matthias (29 Jahre alt, Maschinenbauingenieurstudent) etwa betont: »Aber früher ham die alles so weggesteckt, ham nichts erzählt darüber, was wehtut« (13: 411ff.). Das Ertragen von Schmerzen wird auch hier vor allem in den Kontext körperlicher Tätigkeit gesetzt. Matthias nimmt die Norm des schweigsamen Schmerzertragens auf, die für die Großelterneneration noch leitend war und die auch für seinen Vater gilt:

[Der] hat auch viel hart gearbeitet [...] hat sich halt durch seine Berufe seinen Arm kaputtgemacht. Da musste er immer so'n Schlauch halten [...] und hat so'n Tennisarm gekriegt. Seine Schulter wurde schon operiert. (13: 411ff.)

Der Körper wird durch körperliche Arbeit abgenutzt und schmerzt deshalb. Arbeit und Tätigkeit sind aber auch Heilmaßnahmen. Nicht nur körperliche Schmerzen, auch psychische Erkrankungen werden damit behandelt bzw. durch Aufgaben relativiert. Benjamin berichtet:

Meine Oma hatte Depressionen, und der Arzt damals hat ihr empfohlen, ein Kind zu machen [...] Also drei Kinder hatte sie dann insgesamt, und sie hatte auch Pflegekinder. [...] Das war halt also meine Oma. (I2 30: 981ff.)

Gegen Verstimmungen und Niedergeschlagenheit helfen Aufgaben, mit denen das Leben sinnvoll ausgefüllt wird, die ablenken und motivieren, die Einbindung und Verpflichtung an die Gemeinschaft erlauben und Gratifikationen bieten. In der Familie wurde die Depression nicht medikalisiert, sondern mit Alltagsfloskeln besetzt: Die Oma »hat halt schon irgendwie so'n kleinen Knacks« (I2 30: 986). Körperliche Aktivität wird einen hohen Wert beigemessen.

Johannes' Schmerzvorbild ist seine Brustkrebskranke Mutter, die versuchte, ihre Schmerzen »so gut zu verbergen, wie es ging. Dass wir jetzt so wenig mitbekommen, wie es ihr geht« (I2 13: 629). Als die Firma des Vaters, ein Fliesenleger, nicht gut läuft, hilft die Mutter im Familienbetrieb mit: »Da hat die dann gewischt, geputzt, ausgeholfen, wenn sie's halt konnte« (I2 14: 670). Johannes erinnert sich an eine Situation aus seiner Jugend. Als er seine Verletzungen nach einem Footballspiel im Bett auskurierte, durfte er nicht zu viel Aufmerksamkeit erwarten:

Meine Mutter [...] hat mir noch ›ne Schmerzsalbe ins Zimmer geworfen und dann war das okay. Halt auch immer mit so ›nem kleinen Unterton mit drin: »Beweg' dich doch selber!« »Ich kann nicht« [lacht] »Ja, ja, ja, großer Typ auf'm Feld, Weichei auf'm Bett drin, ist klar.« (I2 15: 703ff.)

Johannes ist sich der Zuwendung seiner Mutter sicher, die mit liebevollem Spott seine Schmerzen relativiert und an seine Männlichkeit appelliert. Die robusten Schmerzvorstellungen werden so zum Bestandteil von Identitätsansprüchen, was sich auch in seinem weiteren Leben herauslesen lässt. Die Probleme in der Familie verschärfen sich durch die Trennung der Eltern, durch den Konkurs der väterlichen Firma und durch die tödliche Krankheit der Mutter. Johannes zieht sich zunehmend aus der Familie zurück und wird Mitglied einer Jugendgang. Dort herrscht ein rauher Ton. Es wird vandalisiert, kriminelle Delikte verübt und »geprügelt ohne Ende« (I2 4: 148). In einer solchen Gruppe muss man einstecken und austeilen können. Zu Hause, beim American Football und in der Jugendgang herrschen die Schmerznomen des stoischen Ertragens, die auch später in seinem Leben leitend sind. Nach einem Strafverfahren konnte der Footballtrainer, ein väterliches Vorbild, Johannes für die ehrenamtliche Leitung eines Schulteams gewinnen und so eine mögliche kriminelle Karriere abwenden, während andere Mitglieder der Jugendgang Haftstrafen verbüßen müssen. Johannes ist ein Beispiel dafür, dass Kör-

pernormen verschiedene Bezugssysteme miteinander verknüpfen und trotz Brüchen eine Basis für biografische Konsistenz bilden. Mit den robusten Einstellungen geht das sozialisatorisch erworbene Vertrauen in den eigenen Körper einher.

Ein anderes Beispiel dafür ist Benjamin, in dessen Familie »immer alles auskuriert wurde [...] Windpocken hatten wir auch, ja, muss man dann aushalten« (14: 453ff.). Das kranke Familienmitglied wird fürsorglich betreut, und die Krankheit ist nach einiger Zeit vorüber. Auch in der Familie von Björn (25 Jahre alt, Wirtschaftsingenieurstudent) wird »den eigenen Abwehrkräften vertraut« (8: 239). Solche Erfahrungen des Vertrauens in die Widerstandskraft des eigenen Körpers gegen Krankheit und Schmerzen übernimmt Björn auch als Erwachsener:

Wenn ich jetzt zum Beispiel also Fieber hab' oder solche Sachen, wo ich eben ganz genau weiß, dass ich das im Endeffekt selber ausstehen muss [...] dass andere mir überhaupt nicht helfen können, dann macht es ja auch gar keinen Sinn, [...] dass ich mich denen [der Familie] mitteile. (11: 336ff.)

Das Mitteilen der Schmerzen zielt allein auf pragmatische Hilfeleistung, alles andere wäre Jammerei, die nichts bringt. An einem bestimmten Punkt wird aus dem im Hintergrund mitlaufenden unangenehmen Körpergefühl allerdings ein Schmerz, der handlungsunfähig macht, sodass man sich zurückziehen muss. Schmerzen sind aber auch dann nicht gefährlich, sie gehen ja vorbei. Man inszeniert sie durch demonstrativ heroisches Ertragen bzw. Ignorieren – und bekommt dafür auch Anerkennung. Kopfschmerzen werden mit einfachen Gegenmaßnahmen wie Bettruhe, leichten Schmerz- oder Hausmitteln auskuriert. Man nimmt eine Auszeit, ohne die Privilegien der Krankenrolle vollständig zu beanspruchen. Das beruht auf einem großen Vertrauen in den eigenen vitalen Körper und dem von der Elterngeneration übertragenen Bewusstsein, dass der viel zu leisten in der Lage ist. Mit der Gleichsetzung von Körper- und Kopfschmerzen werden auch den Kopfschmerzen stoffliche Verursachungen zugewiesen bzw. diese mit physischen Belastungen kontextualisiert.

Sport als Schmerzfeld

Die von unseren jüngeren Informanten erinnerten Schmerzepisoden deuten schon auf einen Unterschied zu den älteren: Für die Studierenden, insbesondere für die Männer unter ihnen, bildet Sport das typische Feld der Schmerzplausibilisierung, weniger dagegen die unregelmäßig ausgeübten Nebentätigkeiten. Dabei haben die Studierenden ähnliche Einstellungen wie die älteren Befragten.

Ganz fraglos gehört für die Befragten zum Sport auch der Schmerz: »Schmerz ist Schwäche, die den Körper verlässt«, so Lars (I2 7: 153), ein Wettkampfruderer, der damit ein bekanntes heroisches Motto für sich reklamiert. Schmerzen dürfen aber nicht zu stark zum Ausdruck gebracht werden, am besten nur sehr diskret.

Schmerzen, die ihren Ausdruck in Verletzungen finden, sichern Identität und Zugehörigkeit. Bei sichtbaren Sportverletzungen, so Johannes, ist jeder aufgefordert, Stellung zu nehmen: Für die Mitspieler sind sie Zeichen der Verbindlichkeit und Handlungskompetenz, die Nichteingeweihten begegnen ihnen dagegen mit Unverständnis. Mit den Körpermalen werden Grenzen gezogen: Diejenigen, die Verletzungen und Schmerzen nicht ertragen, gehören nicht zum Bezugs Kollektiv, ebenso wenig Personen, die sich fragen, warum man solche Belastungen überhaupt auf sich nimmt. Im Sport als expressivem Handlungsfeld wird dem Schmerz heroisch ausgetragen, aber ohne Überbetonung und ohne zu übertreiben (vgl. Curry 1993, Degele 2006).

Obwohl die Studierenden die robuste Haltung des Ertragens von ihren Eltern und Großeltern übernehmen, gibt es doch einige Unterschiede. Sowohl die Eltern als auch die interviewten Älteren wie Frau Gerhold oder Herr Richter haben ihre Belastungen ebenso wie ihre Schmerzen ganz selbstverständlich ertragen, schlicht aus der Notwendigkeit heraus, da es hierzu keine Alternative gab. Das aber trifft für die Jüngeren nicht zu, für sie ist Schmerzertragen vielmehr eine Option – ihnen ist bewusst, dass es auch anders ginge. Man entscheidet sich selbst für Belastungs- und Schmerzsituationen, die man auch vermeiden könnte. Ihr Ertragen ist eine Investition in Anerkennung und Zugehörigkeit, die einen Mehrwert verspricht. Johannes' Footballsport ist ein eindrückliches Beispiel, aber nicht das einzige. Benjamin hat ein Bronchialasthma, gegen das er sich in seiner Jugend regelrecht aihärtet:

Wenn dann halt die Lunge zugeht, und ich hab' halt meine komplette Jugend Saxophon gespielt und Fußball gespielt [...] Das hab' ich einfach so gemacht, also natürlich, das wurde schon mal gesagt, dass es gut ist. Definitiv, das ist Training für die Lunge. (I2 20: 628ff.)

Das »Training für die Lunge« ist sicherlich nachträgliche Rationalisierung, trotzdem zeigt auch diese Episode, dass die Fähigkeit, Belastungen zu ertragen, von den Jüngeren demonstrativ übernommen wird. Die Demonstration des Schmerzertragens darf aber nicht zu weit gehen, sonst würde sie unglaubwürdig, weil die Schmerzen zu stark in den Mittelpunkt rücken und von den eigentlichen Belastungen ablenken. Benjamin dramatisiert sein Asthma nicht weiter, sondern spielt es im Gegenteil herunter und belegt es mit Leistungs- und Alltagsmotiven. Nur um sich aus der Bundeswehr ausmustern zu lassen, spielt es noch einmal eine Rolle. Aber auch hier wird es nicht als besondere Empfindlichkeit ausgedrückt, sondern instrumentalisiert und dann wieder vergessen, weil Benjamin Besseres zu tun glaubt, als in der Bundeswehr zu dienen. Sportliches Training ist gleichermaßen Metapher und Praxis von Alternativen, von denen unsere Informanten glauben, sie nutzen zu können. Diese Vorstellung steht im Gegensatz zur Alternativlosigkeit,

mit dem die gewerblichen Milieus sowie Eltern und Großeltern ihren Körpergebrauch als notwendig und unumstößlich belegen.

Wenn die Existenzsicherung nicht mehr auf körperlichen Anforderungen beruht, müssen auch Schmerzen nicht mehr selbstverständlich ertragen werden. Belastungsbereiche können nun weitgehend selbst ausgesucht werden, womit dem Körper mehr Aufmerksamkeit geschenkt wird und sich Möglichkeiten einer Verdichtung der Körperkontrolle ergeben. Für Körper- und Schmerzkontrolle ist Sport das paradigmatische Praxis- und Experimentierfeld. Obwohl es für die Jüngeren durchaus als Abweichung gesehen werden kann, keinen Sport zu treiben, gilt Sport doch zunächst als freiwillig verbrachte Freizeit. Zudem lassen sich Sportarten wechseln, was auch getan wird, wenn sie als zu schwierig erscheinen oder wenn sie nicht mehr zur aktuellen Lebenssituation passen. Dieser Voluntarismus bedeutet, dass unsere Informanten von der Vorstellung geleitet sind, ihre Körper weitgehend willkürlich formieren zu können und dass es für die Körperformierung keinen Automatismus gibt. Damit sind Schmerztoleranzen nicht alternativlos, da sie viel stärker als bei den Älteren aus den gewerblichen und bürgerlichen Milieus von jeweilig sich wechselnden Anforderungen abhängig sind.

Schon der Gehirnochirurg Leo Davidoff und später der Schmerzmediziner Manfred Zimmermann bearbeiten ihren Körper willentlich und rational: Beide beobachten und deuten ihren Körper systematisch auf abweichende Symptome, die hinderlich für die zu erbringende Leistung sind. Und beide greifen systematisch kalkulierend in den Körper ein, um ihn wiederherzustellen und seine Leistung zu steigern. Sie sind ihrem Körper nicht fatalistisch ausgeliefert, wie es diejenigen andeuten, die ihren Schmerz stumm ertragen. Vielmehr greifen sie aktiv ein, modulieren, verzögern und unterdrücken die Symptome. Das ist auch die Haltung der puritanischen Amerikaner, die Zborowski (1969: 49-94) untersucht hat. Sport ist nun die methodisch-reflexive Steigerung solcher auf Leistung abzielenden Körperpraktiken. Dafür braucht man allerdings auch die stoische Einstellung der Älteren als Basiskompetenz. Tatsächlich modulieren unsere Informanten nicht nur ihren Körper, sondern auch ihren Willen. Schmerzen zu ertragen ist für sie viel stärker als in den Großelternenerationen vom eigenen Willen abhängig.

Leo Davidoff, unsere älteren robusten Interviewpartnerinnen sowie Zborowskis Amerikaner verweisen darauf, dass die älteren Formen des Schmerzertragens die gesamte Person vereinnahmen. Das lässt sich noch besser bei diejenigen Informanten sehen, die aus dem bäuerlichen Milieu stammen, in dem die Lebenssphären der Arbeit und des Privaten ineinander übergehen, also nur gering differenziert sind. Ähnliche Schmerz- und Körpervorstellungen werden dort auf alle Lebensbereiche gleichermaßen angewendet.

Die Einstellungen der Jüngeren differenzieren dagegen stärker zwischen Rollenprofilen, Lebensphasen und Leistungserwartungen, die eben nicht mehr zu ei-

nem gleichförmigen Einstellungsmuster zusammengefasst sind und nicht mehr ein einziges Körperbild benötigen, das zudem noch einseitig auf eine gegenständliche Körperlichkeit ausgerichtet ist. Bei körperlich herausforderndem Kontaktsport wie Fußball oder American Football muss man einiges aushalten können, um mitzumachen. Einzelsportarten wie Leichtathletik oder Schwimmen verlangen dagegen weniger Aggressivität und Härte gegen andere, stattdessen Ausdauer und Härte gegen sich selbst. Beim Basketball muss der schnelle Wechsel von körperlicher Aktivität zur mentalen Konzentration beherrscht werden. Im Fitnessstudio werden Körpersilhouette und Körperpartien formiert. Tanzsportarten haben dagegen Körperausdruck und Eleganz zum Ziel. Schmerzen werden darin jeweils unterschiedlich ausgelegt und sind nicht mehr Gegenstand unausweichlicher Formation des Körpers. Letzterer wird aufmerksam beobachtet und seine Leistungsbereitschaft und Leistungsgrenzen für den jeweiligen Sport eingeschätzt. Es gibt Bereiche für robustere Schmerzhaltungen, weil einiges ertragen werden muss, und Notwendigkeiten für empfindlichere Schmerzhaltungen, weil verfeinerte Bewegungsabläufe koordiniert werden müssen.

Unsere Informanten wenden das Schmerzverständnis ihrer Eltern zwar auf den Sport an, aber durch den ihm zugeschriebenen Voluntarismus (Sport zu treiben ist trotzdem selbstverständlich) wird der Körper mit einer erhöhten Aufmerksamkeit reflektiert. Sport gehört bei den Studierenden mit robuster Schmerzeinstellung zur habituellen Grundausstattung der Körperformierung und erfordert einen aktiven, weitgehend bewussten Umgang mit dem Körper, etwa um bestimmte Körpertechniken zu lernen oder die Leistungsgrenze zu bemerken, bevor ein Komplettausfall droht. Unseren Informanten ist bewusst, dass sie dafür den Körper entsprechend der Leistungsanforderungen zu beobachten haben. Auch die robusten Älteren achten selbstverständlich auf ihren Körper – aber eben vor dem Hintergrund der fatalistischen Notwendigkeit ihres Körpergebrauchs, der bis zur in Kauf genommenen körperlichen Vernachlässigung gehen kann. Bei den Jüngeren steht der Körper entsprechend der jeweiligen Leistungsbereiche unter spezifischer Kontrolle.

Sportpraktiken und Schmerzeinstellungen korrespondieren bei den Studierenden mit den Lebensphasen, insbesondere mit dem Auszug aus dem Elternhaus und dem Beginn des Studiums. Insbesondere der am Herkunftsort betriebene Fußball wird in der Universitätsstadt regelmäßig aufgegeben, statt Kontaktsport werden Sportarten mit geringerem Verletzungsrisiko oder generell weniger Sport getrieben. Üblich sind Fitness im Studio, Joggen oder Schwimmen. Dieser Wechsel zu Einzelsportarten hängt sicherlich mit dem höheren Koordinationsaufwand für Mannschaftssport in einer neuen Stadt und mit der auf einer höheren Flexibilität abgestellten studentischen Lebensweise zusammen. Insofern korrespondiert Einzelsport mit dem Experimentierfeld der studentischen Lebensphase (vgl. Vosgerau 2005). Trotzdem gibt es organisierten Studentensport oder lokale Vereine, in denen

die alte Sportart weiter betrieben werden könnte. Der Wechsel der Sportarten kann daher auch mit dem Wegbrechen der tradierten alten Kontakte und dem Eintritt in das studentische Milieu begründet werden, in dem, insbesondere für soziale Aufsteiger aus den gewerblichen Milieus, neue, verfeinerte, auf Individualismus ausgelegte Körpertechniken angeeignet werden, die weniger Aggressivität verlangen. Die neuen Lebensumstände und das Gewahrwerden der auf Kopfarbeit sowie auf Attraktivität für das andere Geschlecht beruhenden Aspirationen lassen plötzlich bestimmte Schmerzen als sinnlos erscheinen. Insbesondere das Fitnessstudio zielt neben der Körperertüchtigung auf die Ästhetik eines attraktiven Körpers und damit auf den mit der postadoleszenten Lebensphase verbundenen Eintritt in den Heiratsmarkt. Mit Beginn des Studiums scheinen unsere Informanten empfindlicher zu werden.

Leistung im Studium

Sportarten verlangen ihre eigenen Körpertechniken, deren Beherrschung unsere Informanten zum Vorbild für andere Lebensbereiche nehmen. Sport ist Leitmotiv für Schmerz Umgang und Schmerzlernen und ergänzt bzw. ersetzt den für die Älteren typischen Sozialisationsbereich der Arbeit. Die zunehmend sich differenzierenden Aufmerksamkeiten, mit denen der Körper bedacht und ausgedeutet wird, werden im Sport eingeübt, beziehen sich aber nicht allein darauf, sondern werden auch auf Studium, Arbeit, Heiratsmarkt oder in der Freizeit angewendet, also Bereiche, die immer auch Leistungseinstellungen verlangen. Schmerz Umgangsformen sind zudem für intellektuelle Tätigkeiten vorgesehen, wobei empfindlichere Einstellungen als für den Sport vorliegen. Auch für das Lernen im Studium werden Körpersignale dechiffriert.

Das Vertrauen in den eigenen Körper ist das von den Eltern weitergegebene Körperkapital, das spätestens im Studium in Bildungskapital umgemünzt werden kann, wenn es darum geht, kognitive und mentale Leistungsanforderungen zu erfüllen. Obwohl Kopf- und Körperschmerzen immer noch weitgehend gleichgesetzt sind, gewinnen Kopfschmerzen durch konzentriertes Lernen nun an Distinktionswert. Im Kontext des Studiums wird der Kopf als eigenständige Schmerzlokalität mit eigenem Aufmerksamkeitsschwerpunkt figuriert. Meira hat ihre Kopfschmerzen in der zwölften Klasse bekommen, sie lässt ihren Vaters für sich sprechen:

Mein Vater sagt meistens: »Du hast die Kopfschmerzen, weil du dich so anstrengst.« Der sagt immer: »Du bist immer so vollbepackt mit irgendwelchen Plänen, Arbeit, Uni, dies, das. Irgendwann sagt dein Körper zu dir: ›Es reicht, ruh dich jetzt aus!« (22: 1079)

Das Zitat ist aus mehreren Gründen aufschlussreich. Der Vater, ein aus der Türkei stammender Facharbeiter, repräsentiert die Vorstellung von Kopfschmerzen als

Körperschmerzen, sieht dabei aber das Belastungsgeschehen seiner Tochter in ihrem Studium und nicht mehr in körperlichen Aktivitäten. Meira lässt ihn als eine wichtige Vertrauensperson für sich sprechen. Unter Umständen sind ihr die Herkunft und Kontexte der Kopfschmerzen nicht deutlich genug, genauso wie auch der Vater sie nur diffus verorten kann. Nichtsdestotrotz demonstriert das Sprechenlassen des Vaters dessen unmittelbare Gratifikation von Leistung. Meira stellt sich als durchsetzungsfähig und leistungsorientiert dar und bekommt dafür auch Bestätigung. Damit ist der Leistungsbereich der Universität anerkannt, der allerdings für den Vater wie auch für Meira als Aufsteigerin in ein Männermilieu noch etwas fremd erscheinen mag.

Matthias ist sich dagegen sehr sicher, was die Herkunft seiner Kopfschmerzen betrifft: Er bewältigt in kurzer Zeit einen umfangreichen Lernstoff und hat Kopfschmerzen »in den Klausurphasen hauptsächlich« (12: 404). Es ist »viel zu tun, alles nachvollziehen, alles mit der Hand noch einmal durchrechnen und dann das Fach auswendig lernen, hier wieder rechnen. Das war schon extrem« (11: 363f.). Geistiges Arbeiten und gedankliche Konzentration werden als typische Belastungen gesehen. Es wird sich zwar auf den Kopf als eigene Schmerzlokalität berufen, aber es dominieren immer noch mechanische Vorstellungen mit weitreichenden Verknüpfungen der Kopfschmerzen zu den übrigen Körperarealen. Dem Kopf wird keine eigenständige Rolle zugewiesen. Auch hier sind Kopfschmerzen Körperschmerzen.

Die Vorstellungen von Kopfschmerzen sind gegenständlich und an die Handlungsfähigkeit sowie den Gebrauch des Körpers gebunden. Schmerzen zirkulieren so lange, bis sie den Kopf erreicht haben und eine Verknüpfung zu mentalen Leistungen herstellen. Für Kopfschmerzen werden mechanische, hydraulische, informationstechnische oder elektrotechnische Metaphern gefunden, auch von Matthias: »Bei mir ist der Druck noch gar nicht so richtig da, deshalb hab' ich auch noch keine Kopfschmerzen« (12 2: 48). Der Kopf ist ein Gefäß, das nur mit einer begrenzten Menge an Lernstoff gefüllt werden kann, bis man einen »vollen Kopf« bekommt – für Björn (7: 205) ein Synonym für leichte, eigentlich unerhebliche Missempfindungen, die sich aber zu Kopfschmerzen entwickeln können. Bei Überfüllung entstehen Kopfschmerzen, sie sind wie ein Ventil, durch das »Druck« abgelassen wird.

Jens-Paul (32 Jahre alt, Wirtschaftsingenieurstudent) hat »öfter beim Lernen Kopfschmerzen, aber es ist mehr bedingt durch das viele Lesen und wenig schlafen« (10: 327f.). Belastungen durch hochkonzentriertes Arbeiten werden mit dem Vokabular körperlicher Anstrengung beschrieben, die sich dann als Kopfschmerz äußert: »Durch das ständige Auf-die-Skripte-Gucken, Runtergucken [...], dann tun die Augen weh, was auch zu Kopfschmerzen führt« (10: 314ff.). Die Augen sind angestrengt, und man schläft in den Prüfungsphasen wenig. Mechanische Belastungen durch einseitige Haltung, langes Sitzen und schlechtes Liegen führen zu Nackenschmerzen, die dann Kopfschmerzen verursachen.

Körperschmerzen und Kopfschmerzen beziehen sich beide jeweils auf abgrenzbare Leistungsbereiche und Leistungsnormen. Der Zeithorizont ist auf Prüfungen und Prüfungsvorbereitung befristet, sie treten plötzlich auf (aber nicht unerwartet), und die Betroffenen wissen, dass sie nach der Prüfungsphase wieder verschwinden. Teilweise werden sie schon erwartet, etwa bei Matthias: »In den nächsten zwei Monaten werden da wahrscheinlich ein paar Symptome kommen« (I2 2: 49), wenn für Prüfungen zu lernen ist. Kopfschmerzen sind auch hier nichts Besonderes. Haben die Schmerzen einmal die Lokalität des Kopfes erreicht, markieren sie Zeiträume und Intensitäten mentaler Anstrengungen. Jens-Paul hat im aktuellen Masterstudium weniger Kopfschmerzen als im vorangegangenen Bachelorstudium:

[...] weil die Prüfungen mal so weit auseinander liegen, dass man eigentlich genug Zeit hat, die drei, vier Wochen zu lernen. Das war beim ersten Studium anders. [...] Innerhalb von drei Wochen zehn bis 15 Prüfungen. Da war dann natürlich Stress pur, und man musste wirklich viel lernen. Dann gab es natürlich auch Kopfschmerzen. (10: 307ff.)

Kopfschmerzen markieren für ihn die Erfolge der ersten beiden Semester mit einem hohen Lernpensum.

Die Umgangsweisen mit den Kopfschmerzen entsprechen den Vorstellungen ihrer Ursachen und sind alltagsweltlich, aber nicht mehr ganz so körperbetont wie die Reaktionen auf die Sportschmerzen. Der Kopf wird als empfindlicher als der übrige Körper wahrgenommen und seine Schmerzen mit distinguierten Methoden behandelt: »Ich mach' dann ein Püschchen, trink' einen Cappuccino, ess' einen Apfel«, sagt Matthias (I2: 374f.). Jens-Paul trinkt vor dem Schlafengehen ein Glas Cola-Whiskey. Meira hält während der Vorlesungen oder in der Bibliothek ein Nickerchen. Es werden freiverkäufliche Medikamente genommen, oder man bleibt auch mal einen Tag zu Hause, was an der Universität nicht weiter begründet werden muss.

Man kann vielleicht nicht von Statuspassagen sprechen, doch scheinen Kopfschmerzen das Fortschreiten der Studienkarriere zu markieren. Schon Jens-Paul macht den Unterschied zwischen Bachelor- und Masterstudienphase an geringer werdenden Kopfschmerzen fest. Abgegrenzt wird sich zu Oberschülern (wenn das Studium begonnen wurde), zu Erstsemestern (wenn die ersten wichtigen Prüfungen bestanden sind) und zu den Bachelorstudenten (wenn man selbst im Masterbereich studiert). Die Schmerzen im Kopf repräsentieren Leistungen und Leistungseinstellungen des Denkens und der kognitiven Eignung, genauso wie Rückenschmerzen körperliche Tätigkeiten oder blaue Flecken sportliche Leistung repräsentieren. Für unsere Informanten werden kognitive Fähigkeiten und Merkmale professioneller Ethik, die für die berufliche Karriere gefordert sind, mit Kopfschmerzen markiert, etwa Konzentrations- und Aufnahmefähigkeit, Genau-

igkeit, Gewissenhaftigkeit, intrinsisches Interesse am Studienfach, Findigkeit und Scharfsinn sowie die Beharrlichkeit, an längerfristigen Aufgaben zu arbeiten, und das Vermögen, Enttäuschungen und Misserfolge zu bewältigen.

Auch im Komplex des Studierens wird an Vorstellungen des Sports festgehalten. Der dient hier allerdings nicht zur Abhärtung oder zur Körperformierung, sondern als gutes Gegenmittel und Präventiv, »um den Kopf einfach auch abzuschalten«, sagt Björn (I2 12: 384), bis eben wieder neuer Lernstoff aufgenommen werden kann. Sport wird nebenbei betrieben, denn unseren Informanten ist klar, dass ihre Lebenschancen nur mittels Studium zu verwirklichen sind. Trotzdem wird zu argumentieren sein, dass Umgangsformen des Sports auf das Studium übertragen werden. Durch Joggen oder Schwimmen wird ein Reset ermöglicht, dadurch kriegt man »den Kopf immer auch frei«, wie Björn (8: 217) meint, der darin einen »Ausgleich« (I2 12: 379) zum Lernen sieht. Leitend ist die Vorstellung von einer Balance zwischen Belastung und Entlastung, zwischen kognitiver und körperlicher Aktivität. Mit dieser zunehmend sich verfeinernden Körperkontrolle werden nicht zuletzt Arbeitsrhythmen geschaffen: Es gibt Zeiten für das Lernen und Zeiten für Bewegung. Dabei stehen Kopf und Körper in einem hierarchischen Verhältnis. Dass der Kopf den Körper steuert, macht Benjamins Einstellung zum Sport deutlich. Für ihn ist Sport zwar wichtig, aber nicht Lebensinhalt: »Sich zu bewegen [...] ist »ne Ergänzung zum Geistigen, also einfach dann körperliche Er-tüchtigung« (I2 35f: 1156f.).

Sport als habituelle Grundausrüstung ist nicht nur Motiv für den Erfolg, sondern auch für die Bewältigung schwieriger Situationen und von Misserfolg. Es entspricht dem Fairnessgebot des Sports, auch als Verlierer gehobenen Hauptes vom Platz zu gehen, solange man sein Bestes gegeben hat. Mit dem Scheitern wird sportlich umgegangen: Eine verhaufene Prüfung wird wiederholt, man wechselt das Studienfach von der abstrakten Elektrotechnik zum eher handfesten Bauingenieurwesen und macht dort das Beste daraus. Das Einüben des Umgangs mit Härten bedeutet auch das Einüben von Scheitern, ohne dass man dabei das Gesicht verlieren muss. Es ist nur wichtig, nicht aufzugeben, aber nicht alles liegt in der eigenen Hand. Das sportliche Motiv hilft hier weiter: Manchmal hatte man schlichtweg Pech, manchmal war der Gegner einfach stärker. So werden auch Leistungsgrenzen akzeptiert, alles kann eben nicht erreicht werden.

Die Kopfschmerzen im Studium kommen einer Initiation in die Härten der Berufsausübung gleich. Die in der Kindheit und Jugend vermittelten Schmerzvorstellungen wurden den Notwendigkeiten der neuen Arbeitsformen und der neuen sozialen Milieus angepasst, in die Großeltern und Eltern aufgestiegen sind. Für soziale Aufsteiger aus den handwerklichen Milieus gibt es für Kopfschmerzen nur wenige positiv assoziierte Vorbilder. Die neu entdeckte Schmerzlokalität repräsentiert daher einen vorsichtigen Abstand zum Herkunftsmilieu, dem das Studium noch fremd ist, obwohl es als erstrebenswert gilt. Die abgewandelten Schmerzvor-

stellungen markieren leichte Risse in der Zugehörigkeit zum Herkunftsmilieu so wie deuten auf Statusunsicherheit und mitunter auf Statusinkonsistenz hin, aber auch auf die Sondierung neuer Lebensentwürfe.

Die Wehleidigkeit der anderen

Selbst Zborowskis (1969) standhafte amerikanische Puritaner waren sich ihres Körpers nie ganz sicher. Gerade weil sie so selbstbeherrscht waren, beobachteten sie ihren Körper sehr genau, um dessen Leistungsfähigkeit einschätzen zu können. Nichts fürchteten sie so sehr wie den Verlust ihrer Selbstkontrolle. Dabei war selbst die Krankenrolle eine zu beherrschende Leistungsrolle, denn um ein guter Kranker zu sein, mussten sie schon ernsthafte Symptome vorzeigen können, die auf ernsthafte Krankheiten hinweisen. Die Entscheidung, ob ein Symptom für einen Arztbesuch qualifiziert, war deshalb mit Unsicherheiten belegt, die deutlich machen, wie fragil der Körper doch sein kann, der nun mithilfe der Medizin umso beharrlicher verteidigt werden musste.

Dieses Muster der Verteidigung eines leistungsbereiten Körpers lässt sich auch für die interviewten Studierenden beobachten. Die Unsicherheit ihrer Schmerzdarstellungen bezieht sich auf den Vergleich mit anderen, entweder als Vorbild oder als Abweichung von den Schmerznormen. Die Schmerzumfangsformen der Herkunftsfamilien sind nicht uniform, und es gibt immer wieder Familienmitglieder oder ganze Familienteile, die Schmerzen weniger gut ertragen und empfindlicher sind. Unsere Informanten verorten sich dabei selbst auf einer Landkarte der Schmerzumfangsformen. Sie vergewissern sich der eigenen Robustheit und ordnen ihren eigenen Schmerzumfang in ein Raster ein. Ihre Berichte sind auch deshalb aufschlussreich, weil sie im Vergleich mit empfindlicheren Schmerzdeutungen die eigenen Schmerznormen verdeutlichen, markieren und befestigen sowie auch als individualisierte und selbst gewählte sichtbar machen, die mit der Uniformität des älteren, traditionellen Schmerzverständnisses brechen. Möglicherweise wird unseren Befragten erst in diesen Erzählsträngen bewusst, dass Schmerzen überhaupt ein Problem darstellen können, dass auch sie nicht immer selbstbeherrscht sind und dass ihr Bild vom stoischen Selbst Risse bekommen kann.

Die Abweichung vom robusten familiären Schmerzideal, dem man sich verpflichtet fühlt, wird als Wehleidigkeit abklassifiziert. Der Bruder von Benjamin repräsentiert unangemessene oder übertriebene Schmerzäußerungen: »Der ist halt »n bisschen wehleidig.« Bei Kopfschmerzen

ist der dann halt die kleine Diva, 'ne Zicke und will nichts mehr machen und geht dann halt auf sein Zimmer und pennt oder ja findet alles Scheiße und macht halt nichts mehr. (I2 38: 1248ff.)

Dabei spielen die auszuhaltenden Belastungen kaum eine Rolle. Auch bei hohen Beanspruchungen dürfen Schmerzen nicht dramatisiert werden, und selbst lebensbedrohende Erkrankungen sind stoisch zu ertragen. Der Vater von Dominik (24 Jahre alt, Bauingenieurstudent) ist an Leukämie erkrankt. Dominik honoriert, dass er weiter seiner Tätigkeit als Polizist nachgeht, was nach den familiären Tradierungen allerdings auch eine Selbstverständlichkeit ist. Gerade vor dem Hintergrund dieses Leistungsideals ist die väterliche Schmerzdarstellung aber nicht akzeptabel: Er ist »wenn's um Sachen geht wie Krämpfe ziemlich wehleidig« (7: 322). Der Vater verstößt mit seiner Schmerzdarstellung, nicht aber mit seiner Leistungseinstellung gegen die familiäre Tradierung, die durch den Großvater, einen Brauereibesitzer, personifiziert ist:

Der [Opa] hat gemeint: »Stell dich nicht so an! Was dich nicht umbringt, macht dich stärker!« [...] Da wurde quasi überhaupt keine Rücksicht drauf genommen. [...] Zähne zusammenbeißen, hab's meist totgeschwiegen. [...] Da wird eher mal gesagt: »Da ist nichts.« Obwohl man sieht, der hat sehr wohl irgendwas. (6: 296ff.)

Dominik weiß allerdings auch, dass er damit ein älteres Schmerzideal referiert, und er betrachtet das Schmerzverständnis seines Großvaters durchaus skeptisch. Trotzdem bildet es ein zentrales Handlungsmotiv für ihn selbst, wenn er, ein kollektiv bindendes Ideal anführend, fortsetzt: »Wir sind wohl alle so der Meinung: ›Man muss da nicht so wehleidig hinterherrennen!‹« (6: 342). Schmerzen können zwar dargestellt werden, aber eben nur beiläufig, auch wenn sie noch so stark sind. Stattdessen stehen Leistungen und Belastungen im Mittelpunkt, auch wenn es darum geht, eine schwere Krankheit gut zu bewältigen – das meint, dass Schmerzen im Alltag aufgehen.

Der Großteil der Schilderung nicht akzeptierbarer Schmerzungsformen in den Familien betrifft Beschwerden und Missempfindungen, die unsere Informanten nicht unmittelbar mit körperlichen Belastungen in Zusammenhang bringen. Wenn keine körperlichen Aktivitäten, Arbeit oder schwere Krankheiten als Erklärung von Schmerzen herangezogen werden können, bleiben auch die Schmerzen kaum erklärbar, etwa wenn sich Matthias von der Familie seiner Tante abgrenzt:

Mir hat auch nie etwas weh getan [...] Von meiner Mama die Schwester, die Familie, die hat immer irgendwas. Die sind allergisch gegen alles Mögliche, haben Nierensteine, auch OPs am laufenden Band. Ich weiß auch nicht, wieso. Ich weiß nicht, ob das an den Genen liegt, aber bei uns ist irgendwie nicht so viel. (13: 420ff.)

Die Schmerzen der anderen bleiben im Unklaren, sie sind nicht genau bestimmbar, und man hat für sie nur wenig Verständnis. In der Vulnerabilität des Körpers werden die Grenzen zur Familie der Tante gesehen. Die ist empfindlich und abweichend, die eigene robust und normal.

Vor allem die elaborierte Form der Migräne wird bei anderen als Kopfschmerzfiguration gesehen, die sich aus dem Alltag heraushebt und stört. Die Mutter von Lars hat Migräne, die er sich nicht erklären kann: »Meine Mutter macht sich extrem viel Stress wegen allen möglichen Kleinigkeiten« (8: 327). Die »Kleinigkeiten«, etwa Erkältungen, für die die Mutter »relativ anfällig« ist (8: 320), sieht Lars nicht als starke Belastungen, und sie stehen auch in keinem Verhältnis zu den als unangemessen betrachteten Schmerzäußerungen. So beschreibt Lars auch nicht, dass sich seine Mutter darum bemüht, ihre Schmerzen zu relativieren: »Man merkt es halt, wenn's der Mutter halt schlecht geht und wenn sie sich absolut matschig und kaputt fühlt. Das äußert sie auch so ein bisschen« (I2 4: 172f.).

Dabei scheint es weniger ein Problem zu sein, dass die Mutter die Krankenrolle einnimmt und Lars ihre »Alltagslasten« (I2 4: 175) übernimmt, sondern dass der Körper Macht über die Person erhalten hat. Lars versucht die Schmerzklage der Mutter zu entschuldigen, was aber auch, gerade weil er es entschuldigt, als verdeckte Kritik gehört werden kann: »Da kann man ja gar nicht anders« (I2 4: 174). Die Kontrolle über ihren eigenen Körper kann die Mutter mit ihren Migränekopfschmerzen nicht aufrechterhalten, die »Tiefpunkte« (I2 5: 178) repräsentieren:

Wenn halt alles nicht mehr mitspielt, und dann hat sie mehr oder weniger so'n, ich nenn's mal Zusammenbruch, und dann spielt der Kopf nicht mehr mit, und dann treten diese Kopfschmerzen extrem auf. (I2 5: 181ff.)

Was Lars konsterniert, ist, dass die Schmerzen seiner Mutter für sich selbst auftreten und kein legitimes Gegenüber, etwa eine Krankheit oder Anstrengung, haben. Die unklaren »Tiefpunkte« und »extrem viel Stress« gehören seines Erachtens offenbar nicht zu den legitimen Belastungen. Nicht nur die Ätiologie ist unklar, diese Schmerzen sind zudem nicht eindeutig lokalisierbar und die Zeitpunkte ihres Auftretens sowie ihre Dauer nicht gut bestimmbar. Die Migränekopfschmerzen der Mutter verweigern sich einer genauen Definition. Lars versteht schlicht das Schmerzverständnis seiner Mutter nicht, wovon er auch nichts wissen will: »Die Kommunikation da ist ein bisschen eingeschränkt« (8: 336). Ihre Kopfschmerzen haben einen nahezu komplett anderen Bedeutungshorizont als seine eigenen Schmerzen. Sie sind eben nicht Ausweis des Bestehens von Belastungen (wie etwa die Krebschmerzen von Johannes' Mutter), sondern, im Gegenteil, sie repräsentieren für ihn mangelnde Alltagsfähigkeit, vor allem aber mangelnde Selbstbeherrschung. Für diese Schwäche wird die Krankheitslösung gesucht, die Lars akzeptieren muss, die er aber für unangemessen hält, denn für ihn kann nur der Körper krank sein, aber nicht das Selbst.

Das Leck der Robustheit

Für die Informanten dieser Gruppe gibt es zwei Schmerzwelten: die empfindliche der anderen, für die sie wenig Verständnis aufbringen, und die robuste eigene. In den Interviews zeigt sich jedoch auch, dass die Grenzen zwischen diesen Welten verteidigt werden müssen. Immer wieder werden Risse im Robustheitsideal sichtbar – Risse, die aber sofort gekittet werden. Ein Beispiel dafür ist Lars, der von eigenen emotionalen Problemen berichtet. Während er aber der Mutter Psychopathologisierung unterstellt, stellt er klar, dass er seine Probleme selbst in den Griff bekommt:

Da kriselt's bei mir ab und zu mal ein bisschen, aber da versuch' ich mich einfach konstant oben zu halten [...] und erst gar nicht locker zu lassen und von meiner soliden Basis irgendwie abzuweichen, das gar nicht erst zuzulassen. (I2 3: 113ff.)

Das Kriseln ist ein Leck im robusten Schmerzverständnis. Der Wettkampfruderer Lars wendet auf sich selbst die Mentalregeln eines Sportlers für die Körper- und Weltbeherrschung an, der jede Schwäche als Motivationsproblem sofort bekämpft und dafür auch schon die richtigen Rezepte vorhält. Die Befindlichkeiten, von denen er spricht – »da kriselt's bei mir ab und zu mal ein bisschen« –, bedeuten eine Irritation seiner Vorstellung von Ordnung und von seiner Identität. Die Lösung besteht darin, die Ordnung als verkörperte Ordnung zu begreifen und in einem ihm bekannten Raum-Zeit-Gefüge Identität wieder zurechtzurücken. Das Selbst wird in einem Raum hierarchisch »oben« verortet, ihm wird eine logische innere Konsistenz und zeitliche Kontinuität (»konstant«) gegeben. Von dieser »soliden Basis« bekommt Lars systematisch die Missempfindung mit Kraft und Spannung in den Griff (»erst gar nicht locker [...] lassen«).

Das Beispiel zeigt, dass unsere Informanten auch psychologische Erklärungen von Schmerzen aufgrund von »Stress«, »Burn-out« und emotionalen Problemen kennen. Diese Kenntnisbestände übersetzen sie aber in ihre eigenen Belastungsvorstellungen, die immer konkret, lokalistisch, zeitlich befristet und gegenständlich sind. Für sich selbst reklamieren sie die psychologischen Erklärungen nicht und stehen den Schmerzen der anderen ratlos gegenüber, die diese Konzepte auf sich anwenden.

Es soll hier aber nicht der Anschein erweckt werden, dass immer nur eindeutig robuste Einstellungen vorliegen, vielmehr sind vielfältige Übergänge und Abstufungen beobachtbar, in denen sich die Schmerzungsformen an den jeweiligen Handlungskontexten und Handlungsmotiven orientieren. Ein Beispiel dafür ist Johannes, dessen Kopfschmerzen stärkere Aufmerksamkeit auf sich ziehen, nachdem er das Studium des Sozialwesens aufgenommen hat. Er berichtet eine Episode: Bei den Proben für die Hauptrolle in einem Theaterstück vor Kommilitonen bekam er starke Kopfschmerzen, die sich über mehrere Tage bis zur Aufführung

hinzogen: »Hab' ich halt die Show durchgezogen, die Proben durchgezogen, und danach hab' ich mich für zwei, drei Tag erst mal hingelegt. Dann ging's auch wieder« (14: 699f.).

Das Sozialwesenstudium markiert eine Begradigung seiner abweichenden Biografie, sie ist gleichzeitig ein Aufstieg aus dem Handwerkermilieu seines Vaters. Damit ändern sich auch die Schmerznormen. Der raue Umgangston seiner früheren Lebensphasen wird durch stärker emotionalisierende Kommunikationsformen überschrieben. Selbst wenn er als Mann diese nicht in aller Konsequenz übernehmen muss, gehen sie als neue Empfindlichkeitsnormen in den Körper ein. Die Kopfschmerzen erhalten eine stärkere Aufmerksamkeit, worüber Johannes aber selbst etwas überrascht wirkt. Dabei scheint es für die Sozialwesenstudierenden typisch zu sein, ihre Kopfschmerzen in den Kontext von Emotions- und Kommunikationsanforderungen (Theaterspielen) zu setzen und nicht, wie die Ingenieurwesenstudierenden, als Ausdruck des konzentrierten Lernens zu sehen. Mentalintellektuelle Anforderungen gelten für Sozialwesenstudierende nicht als signifikante Belastung und sind damit auch keine legitime Bezugsgröße für Schmerzen.

Die Theaterepisode von Johannes repräsentiert jedenfalls einen Riss in seinem robusten Schmerzverständnis. Das Identitätsleck bleibt aber nur ein kurzer Zwischenfall, es wird schnell repariert, indem Johannes im Interview sofort seine Schmerzrobustheit anhand von starken Verbrennungen beweist, für die er notfallmäßig im Krankenhaus behandelt wurde. Auch in der Theaterepisode werden die Kopfschmerzen weiterhin wie Körperschmerzen behandelt, und Johannes macht so lange weiter, bis die Pflicht erfüllt ist, erst danach ruht er sich aus. Kopfschmerzen werden also auch hier in den Kontext von Leistung, Zuverlässigkeit und Durchhaltevermögen gesetzt. Ein Theaterstück mag nicht ganz so hart sein wie ein Fußballspiel, dafür sind es die Kopfschmerzen im Vergleich zu den Verbrennungsschmerzen aber auch nicht.

Nicht immer gelingt es allerdings, den neuen ungewissen Schmerzformen mit sportlichen Idealen zu begegnen, vor allem dann nicht, wenn mit Anforderungen nicht zurechtgekommen wird, auf die im Ingenieurstudium nicht vorbereitet wird. In den Praktika auf den zukünftigen Arbeitsstellen werden auch kommunikative Fähigkeiten erwartet, deren Einübung nicht Gegenstand des offiziellen oder des heimlichen Lehrplans im Studium ist. So müssen unsere Informanten widersprüchliche Interessen ausgleichen, die sie nicht mit fachlichen (d.h. akademischen) Argumenten begründen können. Solche unerwarteten Konflikte können mit neuen befremdlichen Symptomen einhergehen.

Dass erhöhte Empfindlichkeit eine Ausdrucksform in Situationen ist, die hohe kommunikative Leistungen erfordert, zeigt das Beispiel von Jens-Paul. Neben den bekannten Kopfschmerzen in Prüfungsphasen berichtet er über das Gefühl einer »gewissen Niedergeschlagenheit« (14: 430) während eines Praktikums, das er in einem großen Konzern absolviert. Er beschreibt seine Tätigkeit wie folgt:

Ich bin da mehr freischaffender Künstler, könnte man sagen, oder Berater. Hab' zwar einen Chef, der mich begleitet, aber ansonsten bin ich da auf mich alleine gestellt und kann mehr oder minder machen, was ich will und was ich für richtig halte. Muss dann nur die Abfolge und das Ergebnis vertreten – die Workshops so wochenweise zum Thema Energieeinsparung, und solange das Thema passt, bin ich da eigentlich sehr frei in meiner Wirkung und Tun. (14: 435ff.)

Diese Eigenverantwortlichkeit findet bei Jens-Paul indes nicht nur Anklang, sondern auch Kritik. Das selbstständige Arbeiten hat nämlich seine Schattenseiten. Er muss Verantwortung tragen, hat aber in der Zwischenposition als Nachstudent und Berufsanfänger Probleme, seine Standpunkte durchzusetzen. Zusätzlich laviert er zwischen Einzel- und Teamarbeit. Jens-Paul klagt nicht über gegenständliche Belastungen, etwa über einen hohen Stundenumfang oder über die Intensität der Arbeit, sondern über emotionale und kommunikative Belastungen, wenn es ihm gelingen muss, die unterschiedlichen Interessen der Kollegen und Vorgesetzten zu vereinbaren, »weil das Thema Energieeinsparung auch nicht bei allen Mitarbeitern beliebt ist und dann viele Diskussionen mit den Chefs hat, ist das natürlich dann auch immer belastend« (13: 425ff.). Verschärfend kommt hinzu, dass ein Vorgesetzter »Probleme [hat], dass er nicht studiert hat, und dadurch einiges sehr praktisch sieht und wir dann öfter mal Diskussionen führen« (14 : 443ff.).

Seine Niedergeschlagenheit (das pathologisierende Etikett Depression lehnt er ab) setzt Jens-Paul in den Kontext mit der für ihn kommunikativ schwierigen Situation und der Statusunsicherheit. Die Anforderungen des Praktikums sind für ihn als Neuling in seiner Position zwischen Anleitung und Ausführung und mit den entsprechenden Statusinkonsistenzen nicht leicht zu erfüllen, vor allem auch weil er nicht über die institutionellen Mittel verfügt, seine Positionen durchzusetzen. Die kommunikativen Seiten seines Berufes, die des »freischaffenden Künstlers« oder die Aushandlung von Problemstellungen, Lösungen und Anwendungen, sind nicht Teil seiner Ausbildung gewesen, sodass er sie sich ad hoc selbst erarbeiten muss – im Gegensatz zu Johannes, dessen Sozialwesenstudium auch emotional-kommunikative Kompetenzen schult. Die Niedergeschlagenheit, die Jens-Paul während des Praktikums empfindet, scheint für ihn problematischer und befremdlicher zu sein als die Prüfungskopfschmerzen, die eben die gegenständlichen Aspekte seiner Arbeit repräsentieren und ihm bekannt sind. Trotzdem sieht er einen Ausweg für sich, indem er seine Situation als strukturelle Falle deutet, an der weder er selbst noch die anderen schuldig sind. Mit dieser Deutung braucht er seine Niedergeschlagenheit nicht als persönlichen Fehler anzunehmen, kann sie von persönlichen Eigenschaften abstrahieren und muss sie nicht pathologisieren.

Robustes Weltbild

Die robusten Einstellungen der Studierenden zu Schmerzen, Körper und Gesundheit korrespondieren mit einem weitgehend dichotomen Weltbild, in dem Ordnung und Unordnung klar definiert und voneinander abgegrenzt sind. Die Vorstellung des widerstandsfähigen festen Körpers repräsentieren eindeutige Weltdeutungen mit wenig Graubereichen. Soziale Positionierungen ebenso wie Hierarchien sind festgefügt, anerkannt und weitgehend tradiert. Es gibt wenige Unsicherheiten. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verknüpfen sich zu einem konsistenten Entwurf eines Normallebenslaufs. Das bedeutet aber nicht, dass alles so gemacht wird wie die Eltern oder dass diese nicht kritisiert werden.

Das trifft auch auf Johannes zu, dessen Eltern sich scheiden ließen und die Mutter an Brustkrebs gestorben ist, der auf die schiefe Bahn geriet und dessen jüngerer Bruder einen Suizid verübt hat. Gerade an ihm zeigt sich, dass er sich auf von den Eltern tradierte selbstverständliche Werte beruft, deren Auftrag er weiterführt. Das Studium des Sozialwesens begründet seinen abweichenden Lebenslauf und wirft soziale Gewinne ab. Für solche Lebensverläufe spielt die generative Tradierung eine zentrale Rolle – Großeltern, Eltern, die eigene Altersgruppe und die Zukunftsplanung werden in einen Zusammenhang gesetzt, in dem Werte transportiert, weitergegeben, aber auch relativiert werden. Und obgleich die Lebensentwürfe der Großeltern nicht mehr erstrebenswert sind (sie werden aber nie abgelehnt), werden deren Schmerzvorstellungen, wenn auch variiert, beibehalten.

Diese Art der selbstverständlichen Beherrschung und Deutung der Welt geht zurück auf eine innengerichtete Sozialisation in Kleinstädten und ländlichen Gemeinden mit ihren gewerblichen und kleinbürgerlichen Milieus und deren älteren Maßstäben eines weitgehend geschlossenen Familienverbands. Unseren Informanten wurde, um das Bild von Riesman (1958: 33) aufzugreifen, in ihrer Kindheit und Jugend ein »Kreiselkompass« eingebaut, mit dem sie später auch ohne elterliche Weisung ein stringentes Normalerwerbs- und Normalfamilienleben verfolgen. Die Kraft ihrer Sozialisation scheint so stark zu sein, dass sie sich auch nicht von den an der Universität dominierenden alternativen Lebensentwürfen ablenken lassen.

Es ist auffällig, dass eine Reihe unserer Befragten in diesem Teilsample (aber eben nicht alle) das Studium nicht als Lebensphase auffassen, in der sie mit Lebens-, Wohn- und Partnerschaftsentwürfen experimentieren (vgl. Vosgerau 2005). Das Studium gilt für sie als notwendiger Durchgang, um die schon vorher festgelegten Lebensziele zu verwirklichen. Man ist noch sehr stark seinem Heimatmilieu verbunden und fährt häufig heim zu den Eltern. Entweder haben unsere Studierenden noch keine Partnerin, oder sie besuchen ihre Freundin regelmäßig am Heimatort. Am Studienort wohnt man in einer Zweckwohngemeinschaft und nimmt mit Ausnahme gelegentlicher Partys kaum am kulturellen oder politischen studentischen

schen Leben teil. Über die Zukunft haben unsere Informanten klare Vorstellungen: Sie wollen sich am Heimatort im eigenen Haus mit Ehefrau und Kindern niederlassen. Man steckt sich realistische Ziele – ein Pragmatismus, der schon von den Eltern übernommen wurde und auf dem man sich weiterhin beruft. »Man versucht halt, das Beste aus sich rauszuholen [...] Man will ja seine Eltern stolz machen«, sagt Matthias (10: 305ff.).

Diese Art der generativen Tradierung ist ein Kapital, aus dem Selbstvertrauen geschöpft wird. In der Anbindung an die Werte und Normen der Gruppe und der Familie ist man selbst auch stark. Unsere Informanten fühlen sich als Teil der Solidargemeinschaft ihres Herkunftsmilieus. Die soziale Positionierung wird über Leistungsbereitschaft aufgenommen, was aber nicht gegeben ist, sondern woran man zu arbeiten hat. Kopfschmerzen sind Markierungen konkreter Leistungen, die ihren Ausweis in Qualifikationszertifikaten haben. Mit diesem symbolischen, aber dennoch konkreten Gegenüber des eigenen Erfolgs sind Kopfschmerzen keine Irritation. Sie können erklärt werden und sind nicht weiter legitimationsbedürftig.

Die damit einhergehende robuste Einstellung zum eigenen Körper beruht auf dem sozialisatorisch erlernten Bewusstsein, Schicksalsschläge und Härten überstanden zu haben und daran durch Unterstützung gewachsen zu sein. Das Wissen, dass man sich und seinem Körper vertrauen kann, zielt auf die Erwerbsarbeit ab, deren Imperativ fraglos übernommen wird. Was und wer man ist, zeigt sich durch sichtbare Leistungen, mit denen soziale Positionen zugewiesen werden. Die zusätzlich im Sport erfahrene sekundäre Schmerzsozialisation festigt diese Haltung vor dem Hintergrund zunehmend pluralistischer Einstellungen und Lebensentwürfe in einer unübersichtlichen Welt. Sport fungiert als Lern- und Einübungsbereich, der auf Sieg und Erfolg, aber auch auf die Regeln des Wettkampfes verpflichtet und in dem Härten zu ertragen sind.

Die Beispiele von Jens-Paul, aber auch von Johannes zeigen Schmerz- und Empfindlichkeitsreaktionen, wenn feste Ordnungsvorstellungen unterlaufen werden, die neu strukturiert werden müssen. Dabei liegen kommunikative Anforderungen vor, in denen Situationen unscharf und nur schwer zu durchschauen sind. Die zu verknüpfenden Interessenlagen der Beteiligten sind nicht nur gegenständlich, sondern auch mit persönlichen und emotionalen Motiven aufgeladen. Um in solchen Interaktionen zu reagieren, braucht man Antennen, um die Kalküle der anderen aufzuspüren – man muss selbst empfindlicher werden. Diese neue Empfindlichkeit und ihre Konsequenzen für die Deutung von Kopfschmerzen in der personenbezogenen Dienstleistungsarbeit sind Gegenstände des Kapitels zur Empfindlichkeit der Sozialberufe.